

gramme, in Prag schufen sie ab 1657 Trauerapparate für Kaiser Ferdinand III. und 1705 für Leopold I. (Abb. 56, 117). Daß bei Popelka keine Benediktiner vertreten sind, liegt einfach an den zu wenig oder noch gar nicht publizierten Materialien. Hier wird ein wichtiger Nachholbedarf sichtbar, der dringend Publikationen von benediktinischen Totenpredigten, Totenroteln und Rotelbüchern mit ihrer sprechenden Emblematisierung postuliert. Auch Archivalien zu äbtlichen Totengerüsten, zugehörige Rechnungen und Inventionszeichnungen u. -skizzen mußten durchforstet werden. Die Stiftsarchive haben diesbezüglich reichlich Material zur Verfügung, denn der Gebrauch des „Castrum Doloris“ griff im 18. Jahrhundert auch auf die Begräbnissitten von Äbten und Präpösten über, von denen bei Popelka leider mit keinem Wort die Rede ist. Letztlich ist das Trauergerüst nichts anderes als ein zur Überdimension gesteigertes Emblem. Der Abschnitt „Bildhaftes Denken“ hätte bei Heranziehung postulierter Quellenliteratur bildhafter ausfallen können. Kapitel VIII (100–102) „Wirkung und Überlieferung“ und IX (103–105) „Ergebnisse“ bringen vor allem die Reaktionen der unmittelbar Beteiligten auf diese für wenige Stunden oder Tage bestimmten Trauergerüste oder Trauerfassaden, deren Wesensfülle nur dann voll erfassbar ist, wenn man sie als Zentrum der Totenliturgie und als Bedeutungsträger der Oratio funebris versteht. Statuen versinnbildlichen zum einen die Tugenden und Eigenschaften oder/und stehen für klagende Provinzen, Städte oder Herrschaftsbereiche von hochgestellten Verstorbenen. Solche Ferkulen illustrieren den innersten, persönlichen Bereich um die Tumba und entfalten in raumgreifenden Dekorationen bildhaft die Taten und das Geschick des Verblichenen. So schafft die Fülle des Dekors aus Skulptur, Malerei, Literatur und Musik ein Gesamtkunstwerk, dessen ästhetischer Effekt gleich einer Theateraufführung sehr wohl empfunden und genossen wurde. Mit Fürbitten, Gebeten und Trauerreden wurde die abgeschlossene Seele, die eigentliche Sinnmitte des Trauergerüsts, auf den letzten Weg in ihre ewige Heimstatt geleitet. So wächst das Castrum Doloris über die Eigenschaft eines liturgischen Gebrauchsgerätes hinaus, weil es der Person und Bedeutung des Verstorbenen in den jeweiligen Programmen gerecht zu werden sucht. Daß hierin ein posthumer Personenkult und eine überdimensionierte Glorifizierung vor Augen gestellt wurde, davon zeugen bis heute Gedächtnisschriften, Flugblätter und Kupferstiche, nicht selten als Eigenpropaganda ediert, wobei diese auf die sozialen Schichten der Zeit unterschiedliche Wirkung ausübten. Was in diesem Zusammenhang die Gesellschaftsstruktur betrifft, könnten neue bibliotheks- und sammlungsgeschichtliche Untersuchungen neue Erkenntnisse bringen, wenn neben Herrschern und hochgestellten kirchlichen Amtsträgern auch Künstler, Prälaten und Ordensobere Berücksichtigung fänden.

Wie nahe die Thematik des Castrum Doloris mit Architekturtheorie verwandt sein kann, zeigen Giuseppe Galli-Bibbianas Katafalk-Entwürfe, die in seine 1740 in Augsburg edierte „Architettura, e Prospettive“ Aufnahme fanden. Ob oder inwieweit die Architekturfassaden Heiliger Gräber, wie sie z. B. Andrea Pozzo SJ (1700 bzw. 1702) entworfen hat, auf die Trauergerüste Einfluß ausübten oder durch sie beeinflußt wurden, konnte in vorliegendem Buch als eher architekturtheoretische Frage verständlicherweise nicht angeschnitten werden. Popelkas Buch muß für viele Bereiche neue Antworten postulieren, als Standardwerk der Funeralkunst aber wird es für Neuansätze Einstieg und Grundlage bilden, weit über die hier aufgezeigten Ordensbelange hinaus.

Gregor M. Lechner OSB

Göttweig

MÜLLER M. — REINHARDT P. — SCHÖNTAG W. (Hrsg.): *Marchtal. Prämonstratenserabtei — Fürstliches Schloß — Kirchliche Akademie*. Festgabe zum 300jährigen Bestehen der Stiftskirche St. Peter und Paul (1692–1992). Ulm (Süddeutsche Verlagsgesellschaft) 1992. 480 Seiten, 66 Farbabbildungen, 271 sw-Reproduktionen.

„Er sah eine baufällige Kirche, er gönnte seinem Herrn eine bessere.“ Mit diesem Wort erwähnt der Chorherr Sebastian Sailer in seiner Chronik des ehemaligen Freien Prämonstratenser-Reichsstiftes Marchtal den Entschluß des bedeutenden Abtes Nikolaus Wierith (1634–1691), der als zweiter Gründer Marchtals gilt, eine neue Stiftskirche zu bauen. Im Dreißigjährigen Krieg war die Abtei insgesamt baulich stark beschädigt worden. Nach einzelnen wichtigen Maßnahmen im Konventgebäude richtete Abt Nikolaus wegen nur beschränkt zur Verfügung stehender finanzieller Mittel sein Augenmerk ausschließlich auf einen Neubau der Klosterkirche. Am 8. April 1686 schloß er mit dem Baumeister Michael Thumb aus Bezau im Bregenzer Wald den Vertrag zum Neubau ab, der 1692 im Rohbau fertiggestellt wurde. 1990–92 wurde die Stiftskirche anlässlich des 300-Jahr-Gedächtnisses einer durchgehenden Renovation unterzogen und am 4. Oktober 1992 durch Bischof Dr. Walter Kasper von Rotenburg-Stuttgart feierlich wiedereröffnet. Damit war die Marchtaler Klosterkirche, das erste Grundmuster des Hochbarocks in Oberschwaben, der gläubigen Bevölkerung in neuer Pracht wieder zugänglich gemacht worden.

Mit der vorliegenden Festschrift versuchen die 18 Autoren in 19 Beiträgen einen weiten Bogen über die lange Geschichte Marchtals zu schlagen, angefangen bei der klösterlichen Gründung im 8. Jahrhundert, weiter über die Zeit als Prämonstratenserstift, bis hin zu den heute noch lebendigen Traditionen in unserer Gegenwart und der seit 1978 im Konventgebäude befindlichen „Kirchlichen Akademie für Lehrerfortbildung“ der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Von daher erklärt sich das besondere Interesse der Aufsätze für das geistliche Leben und das Bildungswesen der Prämonstratenser in Marchtal. Die Geschichte Marchtals ist noch zu wenig erforscht, als daß mit der vorliegenden Festschrift eine über alle Epochen gleichermaßen ausgewogene Darstellung der Geschichte Marchtals erreicht werden konnte. Die Autoren haben in ihren Beiträgen zum Großteil historisches Neuland betreten. Der Schwerpunkt der Arbeiten liegt mit 12 von 19 Beiträgen auf dem Zeitalter des Barock im 17. und 18. Jahrhundert (S. 49–320).

Stefan Weinfurter schildert einleitend die Entstehung, den Reformwillen und die Ausbreitung des Prämonstratenserordens im 12. Jahrhundert (S. 13–30). Er hebt dabei vor allem auf die zahlreichen religiösen und politischen Umbrüche jener Epoche ab und beschreibt anschaulich, wie Norbert von Xanten auf die Herausforderungen seiner Zeit reagierte und sich mit seinem neugegründeten Orden um kirchliche Reformen bemühte. Wilfried Schöntag gibt einen groben Überblick der Klostergeschichte vom 8. bis zum 17. Jahrhundert (S. 31–48). Die Gründung Marchtals beruht auf einer adeligen Stiftung um das Jahr 776. Als Besitz der Herzöge von Schwaben wurde Marchtal im 10. Jahrhundert als Stift, das mit sieben Kanonikaten ausgestattet war, neu belebt. Als Pfalzgraf Hugo II. von Tübingen und seine Frau Elisabeth ihren Besitz in Marchtal und Umgebung 1171 dem Prämonstratenserorden mit dem Auftrag übergaben, das darniederliegende weltliche Kanonikerstift mit neuem geistlichen Leben zu erfüllen, geriet das Stift in das Spannungsfeld welfischer und staufischer Interessen, da die Neugründung 1171 nicht nur einen religiösen Grund hatte, nämlich das Totengedächtnis der Stifterfamilie, sondern auch einen territorialpolitischen: die ererbten Güter und Rechte, die in einer von den Welfen beherrschten Gegend lagen, sollten durch die Einbringung in eine kirchliche Stiftung gesichert werden. Den Prämonstratensern gelang es erst ab dem 15. Jahrhundert, sich äußeren Einflüssen zu entziehen und eine unabhängigere Stellung zu erlangen. 1440 wurde das Stift zur Abtei erhoben, 1518 erhielt diese die Hochgerichtsbarkeit. Dem Abt wurden 1609 die Pontifikalien verliehen. Schöntag rundet seinen Durchgang durch neun Jahrhunderte ab mit einem kurzen Blick auf das Konventleben der Prämonstratenser in Marchtal und auf den Neubau der Kirche durch Abt Nikolaus im 17. Jahrhundert.

Ausführlich mit der Bau- und Kunstgeschichte des barocken Marchtals beschäftigt sich Herbert Karl Kraft (S. 49–64). Das Marchtaler Gotteshaus gilt als das erste Grundmuster des Hochbarocks in Oberschwaben. Zusammen mit seinem jüngeren Bruder Christian und deren Vetter Franz Beer erbaute Michael Thumb ein imposantes Gotteshaus nach dem Typus des Vorarlberger Münsterschemas. Mit Marchtal hat Thumb den Übergang zum Hochbarock vollzogen.

Max Müller hat eine Liste der Marchtaler Pröpste und Äbte von 1171 bis 1802 erstellt (S. 65–94). In Kurzbiographien schildert er das Leben der 36 Pröpste (bis 1440) und der 24 Äbte des Marchtaler Prämonstratenserstiftes (1440–1802). Diesem Beitrag folgt ein unkommentierter und im Inhaltsverzeichnis nicht eigens aufgeführter Bildteil in sw, der die prachtvollen Schnitzereien in Kirche und Sakristei zum Thema hat (S. 95–110).

Winfried Nuber umreißt die jahrhundertelangen Beziehungen der Abtei Marchtal zur benachbarten Stadt Munderkingen (S. 111–146). Obwohl unter den Pfarreien Marchtals die in Munderkingen die größte Bedeutung und das höchste Ansehen hatte, obwohl Munderkingen die „Pflanzstätte unserer Äbte“ war, wie der Chorherr Sebastian Sailer 1771 in seiner Chronik schreibt, so bestanden doch eigentlich immer Spannungen zwischen Abtei und Stadt, angefangen bei der Stadtgründung um 1230. Trotz der politischen Rivalitäten zwischen Stift und Stadt konnten die Marchtaler Chorherren als Pfarrherren in Munderkingen und mehrere Söhne Munderkingens als Äbte von Marchtal ein segensreiches Wirken entfalten.

Der Erbauer der barocken Klosterkirche, Abt Nikolaus Wierth (1634–1691), war nicht nur ein bedeutender Bauherr seines baulich stark beschädigten Klosters, sondern auch ein großer Erneuerer des geistlichen Lebens in Marchtal. Wolfgang Urban entwirft das Bild des „zweiten Gründers“ Marchtals und seiner dreißigjährigen Amtszeit im Spiegel des barocken Nekrologs (S. 147–177).

Obwohl in vielen süddeutschen Prämonstratenserstiften für die spirituelle und wissenschaftliche Ausbildung des klösterlichen Nachwuchses eigene Hausschulen bestanden, schickten zahlreiche oberschwäbische Stifte ihren Nachwuchs ab der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an verschiedene Universitäten wie Freiburg, Tübingen, Ingolstadt oder Dillingen. Peter Rummel untersucht nun die Beziehungen der Abtei Marchtal und anderer oberschwäbischer Prämonstratenserstifte zur Universität Dillingen (S. 179–203), die als das bedeutendste südwestdeutsche Studienzentrum für Prämonstratenser bezeichnet werden darf. Zwischen 1550 und 1750 haben in Dillingen über 380 Chorherren ihre theologische Ausbildung erhalten.

Der folgende Beitrag von Hermann Tüchle (S. 205–210) befaßt sich mit der Bulle „Unigenitus Dei Filius“ von Papst Clemens XI. vom 8. September 1708, die Quesnel Pasquier, einen französischen Theologen, und einige jansenistische Lehren verwirft. In diesen geistigen Auseinandersetzungen ging es vor allem um unterschiedliche Deutungen der Theologie des hl. Augustinus. Da die Prämonstratenser nach der Regel des hl. Augustinus leben und das Stammkloster Prémontré sowie der Generalabt in Frankreich waren, wurden auch die süddeutschen Prämonstratenser zu einer Stellungnahme herausgefordert, die Hermann Tüchle darstellt. Sein Aufsatz ist ein Wiederabdruck aus dem Historischen Jahrbuch 74 (1955), 342–350.

Wenn Heribert Hummel der Buchdruckerei der Prämonstratenserabtei Marchtal gedenkt, die dort von 1692 bis 1712 bestand, dann deshalb, weil sie die einzig nennenswerte im Bereich des heutigen Württemberg war (S. 211–225). Besonders wertvoll ist Hummels Verzeichnis Marchtaler Drucke (S. 221–224). Es schließen sich 26 farbige Abbildungen an, die Klosteransichten, Abtportraits, Bildtafeln und Schnitzwerke zeigen.

Andrea Polonyi nimmt die Übertragung des heiligsten Kreuzpartikels von Rom nach Marchtal 1723 zum Aufhänger, um die gegenreformatorische Spiritualität und barocke

Reliquienverehrung nach dem Konzil von Trient in Süddeutschland zu charakterisieren (S. 241–249).

Dem Marchtaler Chorherren Sebastian Sailer (1714–1777), der als Begründer der schwäbischen Mundartdichtung gilt und als wohlberedter Kanzelprediger bekannt war, sind drei Beiträge gewidmet: Ludwig Walter beschäftigt sich mit der Mundartdichtung des „schwäbischen Cicero“ (S. 250–260), Konstantin Maier untersucht sein Predigtwerk (S. 261–277). Obwohl nun aber Sailers Dichtung und Wohlredenheit immer wieder hervorgehoben und gelobt wurden, war ihm selbst die Seelsorge das wichtigste, wie Karl Butscher zeigt (S. 279–302). Sailer hat 1754 als Pfarrer von Reutlingendorf ein Hirtenbuch verfaßt („Ovile Reutlinganum“), in dem er ausführlich von seinem pastoralen Dienst berichtet und das Bild des Pfarrers als guten Hirten, Führer, Vater und Lehrer entwirft. In verschiedenen „Directorien“ hat er Gottesdienst- und Gemeindeordnungen erlassen, die seine pastorale Sorge um das Heil der ihm anvertrauten Seelen detailliert dokumentieren.

Der letzte Beitrag zum barocken Marchtal ist den beiden Klosterkomponisten Isfried Kayser und Sixtus Bachmann gewidmet. Gertrud Beck untersucht ihre Herkunft und zeigt, daß viele Klosterkomponisten meist alten Schulmeister-Mesner-Organisten- und Chorregentenfamilien entstammten (S. 303–320).

Die folgenden drei Aufsätze beschäftigen sich mit der Geschichte Marchtals nach seiner Aufhebung als Prämonstratenserabtei 1802. Martin Dallmeier schildert, wie das Säkularisationsobjekt „Reichsstift Marchtal“ an das Fürstenhaus Thurn und Taxis fiel, mit allen Folgen, die damit für die Chorherren, die Stiftsschule, die Gebäude sowie die Ökonomie- und Wirtschaftsbetriebe verbunden waren (S. 321–353). Als 1821 Papst Pius VII. die Diözese Rottenburg errichtete und damit den Katholiken des Landes Württemberg eine Verfassung und Strukturen gab, war man mit der Wahl Rottenburgs als Bischofssitz nicht recht zufrieden. Vor allem die Stadt Ellwangen bemühte sich lange Jahre um die Verlegung des Bischofssitzes in ihre Mauern. Wie Rudolf Reinhardt bei seiner Auswertung eines Faszikels im Fürstlich Thurn- und Taxis'schen Zentralarchiv in Regensburg zeigt, dachte Bischof Dr. Joseph Lipp von Rottenburg (1848–1869) eher an eine Verlegung nach Obermarchtal und führte zu diesem Zweck 1850 bis 1852 Verhandlungen mit dem Hause Thurn und Taxis. Nach Ellwangen wollte Bischof Lipp nur in dem Falle gehen, daß sich seine Obermarchtaler Pläne zerschlagen sollten (S. 355–365).

Paul Kopf gedenkt eines Obermarchtaler Brauersohnes und ehemaligen Konventualen der aufgehobenen Reichsabtei, der in den kirchenpolitischen Umbrüchen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Kirche Württembergs die Zukunft weisen wollte: Urban Ströbele (1781–1858), 1846 gewählter, aber von Rom nicht bestätigter Bischof von Rottenburg (S. 367–384). Er starb verbittert und vergessen als ein Opfer des Ringens zwischen Staat und Kirche.

Bevor Max Müller die Geschichte der ehemaligen Prämonstratenserabtei in den Jahren 1919 bis 1991 schildert, vermittelt weitere 38 farbige Abbildungen einen Eindruck von der Innenausstattung des Marchtaler Klosters (S. 385–406).

1919 wurde das erloschene Klosterleben in Marchtal wieder neu entfacht. Schwestern des von Franz von Sales und Johanna Franziska von Chantal gegründeten Ordens der Heimsuchung Mariens siedelten aus dem böhmischen Kloster Chotischau nach Obermarchtal über und entfalteten eine rege Bautätigkeit. Außerdem waren sie darauf bedacht, ihre erfolgreiche Bildungsarbeit von Chotischau in Obermarchtal fortzusetzen. 1938 jedoch wurde die „Höhere Mädchenschule“, 1941 die Haushaltsschule und die Handelsschule geschlossen, um für ein Lazarett Platz zu machen. Doch schon 1945 konnte der Schulbetrieb wieder aufgenommen werden. In noch freistehenden Räumlichkeiten richtete der Caritasverband 1947 ein Altenheim ein, das 1973 durch Überführung nach Munderkingen aufgelöst wurde. Als das Fürstliche Haus die Klostergebäude

1971 zum Kauf anbot, konnte die Diözese Rottenburg als Käufer gewonnen werden. Nach einem umfangreichen Umbau übergab Bischof Dr. Georg Moser 1978 die darin neu eingerichtete „Kirchliche Akademie der Lehrerfortbildung“ ihrer Bestimmung. Die heutige Akademie weiß sich dem Erbe der Bildungsarbeit der Prämonstratenser von einst verpflichtet. Im letzten Beitrag der Festschrift verfolgt Armin Henne den Wandel der Gartenanlage vom geometrischen Abtsgarten im 18. Jahrhundert bis hin zum Nutzgarten im 20. Jahrhundert (S. 443–460).

Insgesamt haben die Herausgeber und Autoren eine stattliche Festschrift in einer ansprechenden Form vorgelegt, die dazu verlockt, sich mit der Geschichte der Abtei Marchtal zu beschäftigen. Besonders gut gelungen ist den Autoren, die Lokalgeschichte Marchtals immer wieder in einen größeren zeitlichen und geographischen Zusammenhang zu stellen und damit am Beispiel Marchtals ganze Epochen zu charakterisieren.

*Johannes Schaber OSB*

*Ottobeuren*